

JOHN SAUL

Das
Teufels
labyrinth

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christine Drabusenigg-Roth

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Inhaltsverzeichnis

»Er baggert mich nicht an«, widersprach Teri, wobei ihre Augen ihren Sohn ebenso anflehten wie ihre Stimme. »Er hilft uns nur jetzt in dieser sehr schwierigen Zeit.«

»Er hilft *dir* in *deiner* sehr schwierigen Zeit«, schoss Ryan in einem Tonfall zurück, der seine Mutter unwillkürlich zusammenzucken ließ.

»Er möchte dir auch gerne helfen«, setzte Teri nach. Ihre Augen wurden feucht.

»Ich brauche seine Hilfe nicht.« Ryan ging zur Treppe. »Und ich brauche erst recht niemand, der versucht, mir meinen Dad zu ersetzen.«

»Das will er ganz bestimmt nicht, Ryan«, gab Teri mit bebender Stimme zurück. »Das könnte niemand.«

Mit den letzten Worten seiner Mutter im Kopf rannte Ryan die Treppe hinauf in sein Zimmer. Verdammt richtig, niemand könnte seinen Vater ersetzen, und schon gar nicht dieser Tom Kelly, der inzwischen ständig bei ihnen im Haus herumlungerte und versuchte, nett zu sein.

Während Ryan die Schulbücher auf seinem Schreibtisch zusammensuchte und einpackte, fiel sein Blick auf das Foto seines Vaters, das er neben seiner Schreibtischlampe aufgestellt hatte.

Er hielt inne, betrachtete die Augen seines Vaters, die ihn auf einmal so intensiv ansahen, als wollte er ihm etwas sagen. *Werde erwachsen*, schien sein Vater zu sagen. *Du bist schon sechzehn und schlürfst immer noch die Milch aus deiner Müslichüssel wie ein Zweijähriger. Es ist Zeit, dass du ein Mann wirst.*

Mit dem Rucksack in der Hand stand Ryan ganz still da, während der Blick seines Vaters immer eindringlicher wurde.

Werde erwachsen. Und sei immer anständig und aufrichtig.

Anständig und aufrichtig. Die Worte, die er am häufigsten von seinem Vater zu hören bekommen hatte. Ryan seufzte und ergab sich dem stummen Befehl seines Vaters. Wenn er wirklich absolut aufrichtig sein wollte, musste er zugeben,

dass Tom eigentlich gar nicht so übel war. Tatsache war, dass er seiner Mutter im vergangenen Jahr sehr oft geholfen hatte. Als der Wagen zusammengebrochen war, hatte Tom ihn wieder flottgemacht. Als das Dach leckte, hatte Tom einen Handwerker besorgt und zugesehen, dass seine Mutter nicht übers Ohr gehauen wurde. Und als der Keller unter Wasser stand, hatte Tom mit angepackt, die ganzen Sachen nach oben geschleppt und anschließend auch beim Saubermachen geholfen; und kein Wort darüber verloren, dass Ryan während jenes langen Tages nicht einmal mit ihm geredet hatte.

Trotzdem, niemand könnte ihm seinen Dad je ersetzen.

Zwei Jahre waren vergangen, seit sein Vater den Einsatzbefehl in den Irak erhalten hatte, und nur wenige Wochen später war der Humvee, in dem er saß, von einer Mine in die Luft gesprengt worden. Wenn er das Foto seines Vaters nicht vor Augen hatte, fiel es Ryan inzwischen immer schwerer, sich genau an dessen Gesichtszüge zu erinnern. Doch in diesem Moment stand er vor dem Bild seines Vaters und konnte in seinem Gesicht ganz deutlich lesen, was Captain William James McIntyre von seinem Sohn erwartete.

Er warf sich auf sein Bett und überlegte, ob er nicht doch mit seiner Mutter und Tom essen gehen sollte.

Seine Mutter betonte immer wieder, dass die Tatsache, dass sie Tom mochte, überhaupt nichts mit ihrer Liebe zu seinem Vater zu tun habe, doch Ryan nahm ihr das nicht ganz ab. Und abgesehen von seiner eigenen Entschlossenheit, den Platz seines Vaters in diesem Haus freizuhalten - in dieser Familie -, stand es seiner Mutter natürlich frei, diesen Platz mit einem anderen Mann zu besetzen.

Aber wenn sich das alles nun als schrecklicher Irrtum erweisen sollte? Was, wenn sein Vater an einem dieser Tage plötzlich ins Haus spaziert käme und rief: »Liebling, ich bin wieder da!«

Doch als Ryan noch einmal das Foto betrachtete, erinnerte er sich daran, was sein Vater ihm am Tag seines Abflugs in den Irak eingeschärft hatte: »Jetzt bist du der Mann im Haus, Ryan, und ich erwarte von dir, dass du dich gut um deine Mutter kümmerst. Ich kann nicht sagen, wie lange der Einsatz dauern wird, aber ich weiß, dass die Zeit für deine Mutter schwerer werden wird als für mich. Deshalb stehst du ihr zur Seite, okay?«

Ryan hatte genickt. Sie hatten sich umarmt. Dann hatte sein Vater sich auf den Weg gemacht.

Seine Worte jedoch hatten sich Ryan tief ins Gedächtnis gebrannt, waren noch immer so präsent wie an dem Tag, als er sie ausgesprochen hatte. *Du stehst ihr zur Seite.*

Als er den Blick vom Bild seines Vaters abwandte und in den Spiegel über seiner Kommode sah, bemerkte er seinen mürrischen Gesichtsausdruck.

Das ist nicht gut, ermahnte er sich. Und wiederholte noch einmal im Stillen die Worte seines Vaters: *Steh ihr zur Seite. Und sei immer anständig und aufrichtig.*

Er warf sich seinen Rucksack über die Schulter und rannte die Treppe hinunter. Seine Mutter saß noch am Küchentisch und hielt ihre Kaffeetasse mit beiden Händen umfasst.

»Bin spätestens um halb sechs wieder da«, sagte er und küsste seine Mutter auf die Wange.

Das Lächeln, das daraufhin ihr Gesicht erhellte, sagte ihm, dass er genau das getan hatte, was sein Vater von ihm erwartet hätte, ganz gleich, was er selbst insgeheim dachte. Nachdem er seiner Mutter noch einen Kuss auf die andere Wange gedrückt hatte, sicherheitshalber, sauste er durch die Haustür, genau in dem Moment, als der Schulbus an der Straßenecke stehen blieb. *Okay, Dad, dachte er. Ich habe das Richtige getan. Jetzt Sorge du bitte dafür, dass der Busfahrer auf mich wartet!*

Doch obschon er einen rasanten Spurt hinlegte, musste er mit ansehen, wie sich die Türen des Busses schlossen und

dieser ohne ihn abfuhr.

Die Wände des Klassenzimmers im zweiten Stock der Dickinson High School, von denen überall die Farbe abblätterte, rückten immer näher auf Ryan zu, so kam es ihm jedenfalls vor, während er mit dem Rest der Klasse über einem Geschichtstest brütete. Und gleichzeitig spürte er, dass Frankie Alito, der direkt hinter ihm saß, versuchte, einen Blick über seine Schulter zu erhaschen. Unwillkürlich versteifte sich Ryan. Er wusste, Alito erwartete von ihm, dass er sich duckte, damit er die Antworten auf seinem Testblatt abschreiben konnte. Er wusste aber auch, was Alito und seine Kumpel nach der Schule mit ihm machen würden, sollte er sich weigern, Frankie spicken zu lassen, und merkte, dass er dabei war, in sich zusammenzusacken. Doch bevor Alito noch den Kopf recken konnte, hallten Ryan die Ermahnungen seines Vaters in den Ohren:

Es ist Zeit, dass du ein Mann wirst.

Augenblicklich setzte Ryan sich wieder aufrecht hin.

Schluss mit dem Unfug, dachte er. Sollte Frankie doch selbst zusehen, wie er den Test bestand.

Dann spürte er den Stoß im Rücken. Er ignorierte die Aufforderung, weigerte sich, seine Sitzposition auch nur um einen Millimeter zu verändern.

Wieder wurde er von hinten angestupst, mit der Spitze eines Kugelschreibers, wie es sich anfühlte, und diesmal deutlich härter. Ryan hielt den Blick starr auf das Prüfungsblatt vor sich gesenkt und schob seine Schulter nur ein wenig aus der Reichweite von Frankies Kugelschreiber.

»Lass mal sehen, Streberleiche«, raunte Frankie Alito von hinten und untermauerte sein letztes Wort mit einem weiteren kräftigen Stups.

»Nö«, murmelte Ryan, machte sich noch ein bisschen breiter und beugte sich ein Stück weiter nach vorn über

seinen Test, um Frankies Attacken auszuweichen. Mr. Thomas, ihr Lehrer, bemerkte von alledem nichts. Er saß vorne an seinem Pult und korrigierte ihre Haushefte.

»Letzte Chance«, zischte Alito, und Ryan spürte abermals einen Stich im Rücken, tiefer jedoch, knapp über seinem Gürtel.

Und dieser Stich stammte nicht von einem Kugelschreiber.

Und diesmal reagierte Ryan. Reflexartig fuhr er herum und sah gerade noch eine Messerklinge aufblitzen.

Die Art und Größe von Klinge, die Ryan sagte, dass Alito es ernst meinte.

»Mach endlich!«, kommandierte Alito flüsternd und bohrte ihm das Messer in den Rücken.

Als Ryan ein leiser Schrei entfuhr, hob der Lehrer alarmiert den Kopf.

»Ist was, McIntyre?«, fragte Mr. Thomas von seinem Pult aus.

»Nein, Sir«, beeilte sich Ryan zu versichern.

»Entschuldigung.«

Mr. Thomas stand auf und kam hinter seinem Schreibtisch hervor.

»Nein, nein«, wiederholte Ryan. »Es war nichts.«

Langsam, den Blick auf Frankie Alito geheftet, schritt Mr. Thomas durch den Mittelgang und blieb neben Ryan stehen.

»Wirklich, es war nichts, Mr. Thomas«, beteuerte Ryan nochmals und hoffte inständig, dass Alito wenigstens so schlau war, das Messer in seiner Hosentasche verschwinden zu lassen.

»Die Hände auf den Tisch, Alito«, kommandierte Mr. Thomas. Ryan schaute angestrengt geradeaus, wollte gar nicht sehen, was gleich passieren würde.

»Was haben wir denn da?«, hörte Ryan den Lehrer fragen.